Bücher

Ein Leben voller Schmerz

Patrick Swayze wollte immer mehr sein als ein schauspielender Tänzer. Jahrelang hat er dafür gekämpft, in der Filmwelt ernstgenommen und nicht auf seine Rolle im Kultfilm „Dirty Dancing“ reduziert zu werden. Dass ihm das nicht gelang, dürfte ihn geschmerzt haben. Aber Schmerzen war er gewohnt. Als 18-Jähriger wurde ihm bei einem Highschool-Football-Spiel das Knie zertrümmert. Mit 45 brach er sich während Dreharbeiten bei einem Reitunfall beide Beine. Zehn Jahre später stellten Ärzte bei ihm Bauchspeicheldrüsenkrebs im Endstadium fest. Swayze kämpfte weiter. Während seiner Chemotherapie drehte er 13 Folgen für die Serie „The Beast“, die in diesem Jahr im US-Fernsehen ausgestrahlt wurde. Außerdem schrieb er zusammen mit seiner Frau Lisa Niemi, mit der er 34 Jahre lang verheiratet war, seine Autobiografie. Im Juni 2009 – drei Monate vor Swayzes Tod – war das Buch fertig. (sad)

[Patrick Swayze, Lisa Niemi: Die Geschichte meines Lebens. Piper-Verlag, München. 8,95 Euro]

Zum Selberdenken

Richard David Precht hat mit seinem Sachbuch-Bestseller „Wer bin ich und wenn ja, wie viele?“, einer Einführung in die Philosophie, den Eindruck hinterlassen, die Sache mit dem Denken an sich sei ja nicht so schwer, sofern man sich ihm, seiner Moderation, anvertraue. Der Philosoph Peter Sloterdijk und der Diederichs-Verlag wagten 1995 einen anderen Weg. „Mit der Hinwendung zu den Texten selbst wollten wir einem breiteren Publikum einen Zugang zum originären philosophischen Denken erschließen“, erklärt Sloterdijk im Vorwort. „Philosophie jetzt!“ heißt die fulminante Reihe mit insgesamt 20 Lesebüchern mit den Texten berühmter Denker von Platon bis Foucault. Sloterdijk schrieb dazu Vorworte, Porträts in einer funkelnden Prosa. Nicht Vereinfachung ist angepeilt, sondern so etwas wie die Aufforderung zum eigenen Denken. (vino)

[Peter Sloterdijk: Philosophische Temperamente. Von Platon bis Foucault. Diederichs-Verlag, München. 14,95 Euro]

Blick in die Hölle

Nein, Privatdetektiv Denglers fünfter Fall ist kein Heimatkrimi, obwohl er gelegentlich so daherkommt. Im Boulanger in Tübingen macht eine frustrierte Staatssekretärin einem halb so alten Studenten schöne Augen, in Stuttgart diskutiert Georg Dengler mit Freunden die Zukunft des VfB ohne Gomez und schaut in der Weinstube Basta im Bohnenviertel tief ins Glas. Doch eigentlich blickt der frühere BKA-Ermittler direkt in die Hölle. 29 Jahre nach dem Bombenattentat auf dem Oktoberfest, bei dem 13 Menschen starben, soll Dengler die Ermittlungsakten neu sichten. Rasch zerpflückt er die These vom rechtsradikalen Einzeltäter und schreckt damit die Hintermänner von damals auf. Und die schrecken vor nichts zurück. Ein Bundesanwalt wird erpresst, Generäle sterben, Dengler gerät in Gefahr und in Wut. Denn er weiß: Das Höllenfeuer ist nicht zu löschen. (eim)

[Wolfgang Schorlau: Das München-Komplott. Denglers fünfter Fall. Kiepenheuer & Witsch, Köln. 8,95 Euro]

Kein Sitzfleisch

Zwischen Schillers Totenmaske von 1805 und den Porträtbüsten, die der Stuttgarter Bildhauer Dannecker von 1796 bis 1806 angefertigt hat, liegen Welten. Die Nachwelt hielt sich an die idealisierte Darstellung eines dem antiken Schönheitsideal verpflichteten Klassizismus à la Dannecker. Schiller wurde auf den Sockel gestellt, zum Denkmal erhoben, wo der heroische Dichterfürst über den Köpfen der Menschen thront. In der Mitte zwischen Fakt und Fiktion liegt das Ölbild des Porträtmalers Anton Graff. Über die Sitzungen mit Schiller zwischen Mai 1786 und Herbst 1791 mit Schiller sagte er gegenüber einem Kunsthistoriker: „Das war ein unruhiger Geist, der hatte kein Sitzfleisch.“ Das Pastell (1794/95) von Dorothea Stock verhält sich zum Original wie ein Gerücht zur Nachricht. Rose Unterbergers biografische Text-Bild-Komposition eröffnet neue Sichtweisen. (vino)

[Rose Unterberger: Friedrich Schiller. Orte und Bildnisse. Ein biografisches Bilderbuch. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart. 34 Euro]

Lern doch was Ordentliches!

Dass Akademiker Taxi fahren ist nur eines der Vorurteile, gegen die Arbeiterkind.de kämpft

Mehr Arbeiterkinder an die Universitäten. Das ist das Ziel des Netzwerks Arbeiterkind.de. Nach eineinhalb Jahren gibt es deutschlandweit 70 lokale Gruppen. Ein Besuch am Heidelberger Stammtisch.

Von Lisa Welzhofer

Das klassische Bild des Arbeiters verkörpert diese Statue in Berlin, der wir einen Hut aufgesetzt haben, wie ihn Studenten zur Feier des Uniabschlusses in den USA tragen. Arbeiterkind.de fasst den Begriff weiter und richtet sich an alle, deren Eltern nicht studiert haben Fotos: Fotolia

Dass Nikko Rosenberg einmal studieren würde, war nicht immer selbstverständlich. Eine Zeit lang lief es auf dem Gymnasium nicht gut, die Noten wiesen in Richtung Realschule. „Meine Eltern meinten damals, du musst nicht unbedingt das Abitur schaffen. Dann machst du halt eine Ausbildung. Sie haben sich nicht dahintergeklemmt“, sagt er. In seiner Familie hatte bis dahin keiner studiert. Der 26-Jährige sieht da einen Zusammenhang.

Dass Jakob Pichon einmal studieren würde, war hingegen immer selbstverständlich. Mehr noch: Ein anderer Weg stand nie zur Diskussion. Seine Eltern sind Akademiker, die Mutter Lehrerin, der Vater Theologe. Die Schulzeit des Sohnes haben sie aufmerksam begleitet. Auch der 29-Jährige sieht da einen Zusammenhang.

Heute Abend sitzen Pichon, der Jurist, und Rosenberg, der Jurastudent, gemeinsam am Stammtisch der Heidelberger Gruppe von Arbeiterkind.de. Sie haben sich dem Netzwerk als ehrenamtliche Mentoren angeschlossen, weil sie diese Abhängigkeit des Bildungsweges von der Herkunft beenden möchten. Momentan geben die Zahlen den Erfahrungen der beiden jungen Männer recht: Von 100 Akademikerkindern gehen 83 an die Uni, von 100 Kindern, deren Eltern nicht studiert haben, tun das lediglich 23 – obwohl fast doppelt so viele Abitur gemacht haben.

Eine Initiative, die mehr Arbeiterkinder an die Universitäten bringen will, könnte an verschiedenen Punkten einer Bildungskarriere anknüpfen. Zum Beispiel beim Übertritt auf eine weiterführende Schule. Akademikerkinder bekommen doppelt so häufig eine Empfehlung fürs Gymnasium wie die Schüler, deren Eltern nicht studiert haben. Die rund ein Dutzend Heidelberger Mentoren setzen andere Schwerpunkte. Sie konzentrieren sich auf Arbeiterkinder, die Abitur machen, aber unsicher sind, ob ein Studium das Richtige für sie ist. Infostände in Schulen, der monatliche, offene Stammtisch, Beratung per Mail und Telefon sind ihre Angebote. Es geht darum zu informieren und Mut zu machen. Von Arbeiterkind zu Arbeiterkind. Von denen, die es geschafft haben, zu jenen, die es schaffen können.

An diesem Abend ist zum Beispiel Khalil in der Heidelberger Gaststätte Essighaus dabei. Er will wissen, wie er ein Studium finanzieren kann. Welche Stipendien gibt es? Wie funktioniert das mit dem Bafög? Seine Eltern können ihn nicht unterstützen, geschweige denn seinen Wunsch, BWL zu studieren, verstehen. Denn ihr Sohn hat bereits eine kaufmännische Ausbildung gemacht, verdient eigenes Geld. „Sie kapieren nicht, warum ich diese Sicherheit wieder aufgeben möchte“, sagt Khalil. Er selbst hat Angst, Schulden zu machen, am Ende die falsche Entscheidung zu treffen. Und in seinem Kopf immer wieder die Frage: „Bin ich gut genug, passe ich an die Hochschule?“ Die Mentoren informieren auf zwei Ebenen: Sie klären über Bafög und andere Fördertöpfe auf. Zum Beispiel über die finanziellen Patenschaften der Freunde der Universität Heidelberg, die nur wenige kennen und teilweise ungenutzt bleiben.

Die Studentin aus einfachen Verhältnissen traute sich erst mal nichts zu sagen

Außerdem liefert Arbeiterkind.de Argumentationshilfen für die Diskussionen mit den Eltern. Auf der Internetseite der Initiative gibt es eine ganze Liste mit Vorurteilen und Vorschlägen, wie man darauf reagieren kann. Darunter sind auch Klassiker wie „Und hinterher kannst du Taxi fahren. Lern doch was Ordentliches“. Arbeiterkind.de kontert in diesem Fall mit einer Statistik, die belegt, dass die Arbeitslosenquote unter Akademikern bei nur vier Prozent liegt und die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt nach Hochqualifizierten steigt. Unentschlossene wie Khalil finden dort „10 gute Gründe“ zu studieren, etwa „weil Hochschulabsolventen häufig mehr verdienen“ und „weil du deinen Horizont erweitern möchtest“.

Das lässt sich leicht wie aufgewärmte, alte Klischees lesen und klingt nach Allgemeinplätzen. Aber Arbeiterkind.de trifft damit offensichtlich einen Nerv. Nach eineinhalb Jahren hat die Initiative rund 70 lokale Gruppen und 1000 Mentoren deutschlandweit. Eltern, Lehrer und Professoren interessieren sich dafür, Schüler und Studenten, Akademiker und Nichtakademiker. Die Homepage mit dem eigens geschaffenen sozialen Netzwerk besuchten im Oktober 16 000 Interessierte. Berater der Arbeitsagentur weisen auf das Angebot hin, Unistellen wie die Studienberatung schicken Unentschlossene zu den Mentoren. Arbeiterkind.de gehört in diesem Jahr zu den ausgezeichneten Projekten des Wettbewerbs „Deutschland – Land der Ideen“ unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten.

Gründerin Katja Urbatsch ist über dieses Interesse noch immer freudig erstaunt. Am Laptop in ihrer Studentenbude hat sie www.arbeiterkind.de ins Leben gerufen. Heute reist die 30-jährige Doktorandin aus Gießen durch die reale Welt, um lokale Gruppen zu beraten, und folgt Einladungen von Stiftungen, Instituten und Politikern, um über ihre Erfahrungen zu berichten. Urbatsch hält sich gar nicht so sehr mit Zahlen und Befunden aus Studien auf. Sie erzählt von ihren eigenen Erfahrungen als Arbeiterkind an der Uni, als Studentin der Nordamerikanistik, Betriebswirtschaft und Publizistik in Berlin, wo sie mit Akademikerkindern in einem Seminar saß und sich erst mal nichts zu sagen traute.

Akademikereltern können ihren Kindern erklären, wie man eine Hausarbeit schreibt

Die akademische Sprache war ihr fremd, das selbstbewusste Auftreten der Kommilitonen auch. Ihre Eltern konnten ihr weder erklären, wie man in der Bibliothek recherchiert, noch wie eine Hausarbeit aufgebaut ist. Das Problem sei, dass Arbeiterkindern diese unterschiedlichen Voraussetzungen oft gar nicht bewusst sind. „Die denken dann, sie sind nicht gut genug“, sagt Urbatsch.

Die Wissenschaftlerin hat das Netzwerk auch deshalb gegründet: Damit sich Arbeiterkinder, die schon an der Uni sind, vernetzen, austauschen und unterstützen können. Katja Urbatsch will Professoren für die Problematik sensibilisieren, denn „die suchen sich als Mitarbeiter meist Leute heraus, die so ähnlich sind wie sie selbst“. Eine Marburger Studie belegt ihre Beobachtung: Von 150 studentischen Hilfskräften an der Uni waren nur drei Arbeiterkinder. Dass Eliten in Deutschland immer noch durch Großbürger- und Bürgertum dominiert werden, wie der Darmstädter Elitensoziologe Michael Hartmann feststellt, hat wohl auch in diesen Mechanismen einen Ursprung.

Das Netzwerk will Aufklärungsarbeit leisten, Lobby sein für eine Gruppe, die in den allgemeinen Bildungsdebatten selten vorkommt, weil sie kein ausgesprochener Problemfall ist. Arbeiterkinder, die nach dem Abitur eine Ausbildung machen, anstatt zu studieren, sind ja trotzdem funktionierende Gesellschaftsmitglieder – aber sie tragen zum Akademikermangel bei.

„Nicht jeder muss studieren“, sagt der Heidelberger Mentor Jakob Pichon, „aber wir wollen über die Vorteile und Möglichkeiten aufklären. Und auf dieser Basis kann dann jeder selbst entscheiden.“ Der Heidelberger Stammtisch will da nur ein Stück Selbstverständlichkeit schaffen.

Info

Netzwerk für alle

- Das Netzwerk Arbeiterkind.de steht jedem offen: Schülern, Eltern, Lehrern, Studenten oder einfach nur Interessierten. Auch Akademikerkinder dürfen mitmachen. Eine große Gruppe in Baden-Württemberg gibt es in Heidelberg. Auch in anderen Städten gibt es Mentoren. Eine Liste mit Kontakten, Terminen sowie ein Link zum eigens gegründeten sozialen Netzwerk unter www.arbeiterkind.de.
- In keinem anderen Industriestaat sind Schulerfolg und Bildungschancen so stark von der sozialen Herkunft abhängig wie in Deutschland. Das ergab unter anderem die Pisa-Studie.

Verlaufen im Wörterwald

Von Tüüffetaal über Groossrüüti nach Bir Heejen Schirr: Im Kanton Thurgau wird über deutsche Ortsnamen gestritten

Von Martin Ebner

Wer aus Deutschland kommt, hat oft keine Augen für die sanften Hügel des Thurgaus. Viele Touristen fahren lieber in die „richtige Schweiz“, zu schroffen Bergen. Es ist allerdings auch nicht einfach, im Thurgau anzukommen: Auf der Landkarte steht Matzenrein, aber der Wegweiser zeigt Maazerooa. Wer nach Holzmannshaus will, muss Holpmishus suchen, den Campingplatz Leutswil findet das Navigationsgerät vielleicht in Lütschwiil.

Radikal wie in keinem anderen Kanton werden im Thurgau Orts- und Flurnamen extrem mundartlich geschrieben. Nun geht das Hardcore-Schweizerdeutsch sogar Einheimischen zu weit: Massive Proteste zwangen im Sommer die Kantonsregierung zu einer Denkpause. Für die neue Landeskarte müssen bis nächstes Jahr möglicherweise Tausende Bezeichnungen wieder geändert werden.

Als Geometer ab dem 17. Jahrhundert die Schweiz kartierten, tauften sie Weiler, Wege und Wiesen auf hochdeutsche Namen. Die einst von Ort zu Ort höchst unterschiedlichen Akzente und Nuancen würden aussterben, dachte man – Wyfelde, Wifälde, Wiifelde oder Wynfälde werde bald nur noch Weinfelden sein. Das änderte sich im Zweiten Weltkrieg. Zur Abgrenzung von Nazi-Deutschland planten Dialektforscher eine schweizerdeutsche Schriftsprache. Die Berner Regierung ordnete 1938 im Rahmen der „geistigen Landesverteidigung“ an, die Landkarten mundartnah zu beschriften. Nach heftigen Streitereien, was das genau zu bedeuten habe, wurde 1948 schließlich ein Kompromiss gefunden: Überregional bekannte Ortsnamen sollten standardsprachlich bleiben, Toponyme von lediglich lokaler Bedeutung könnten der ortsüblichen Aussprache folgen. Vor rund 30 Jahren beschloss die Thurgauer Regierung, diesen Spielraum strikt mundartgetreu zu nutzen.

Solange der Wirrwarr verwaltungsintern wucherte, nahm kaum jemand Notiz davon

Schreib, wie du sprichst! Vielleicht Albanisch oder Türkisch? Von den 240 000 Thurgauern sind über 20 Prozent Ausländer. Allein im vergangenen Jahr wanderten mehr als 2000 Deutsche ein. Die Apfelplantagen tendieren ins Polnische. Bei der Umbenamung wurde allerdings nicht das ansässige Volk befragt, sondern die Wissenschaft. Im Auftrag der Kantonsregierung erforschte Eugen Nyffenegger die Geschichte und Bedeutung von rund 30 000 Orts- und Flurnamen.

Er fand zum Beispiel, dass Rheinklingen nicht von Rhein kommt, sondern von der Siedlung des Richilo – daher im Dialekt Riichlinge. Als vor zwei Jahren der sechste und abschließende Band des „Thurgauer Namensbuchs“ herauskam, wurde Nyffenegger sehr gelobt. Da sich Flurnamen oft wiederholen, sei das über 3000 Seiten starke Werk für den ganzen deutschen Sprachraum von Bedeutung. „Wie wir Schlösser und Klöster pflegen, sollten wir auch unser Namensgut achten“, plädierte ein Kantonsrat.

Gesagt, getan: Nyffenegger bildet zusammen mit dem Kantonsgeometer die Thurgauer Nomenklatur-Kommission. Die hat bisher rund 10 000 Toponyme rechtskräftig festgesetzt, also zur Einschweizerung stumme -n weggelassen, Vokale verdoppelt und -e zu -ä gemacht. Wahrenberg wurde offiziell zu Woorebärg, Herderen zu Häädere, Westerfeld zu Wösterfäld.

Gemeindenamen mit Postleitzahl blieben dabei verschont, sie werden vom Bundesamt für Statistik in einem eigenen Verzeichnis geführt, und Statistiker sind gegen Änderungen von Ortsnamen, weil man sonst Daten nicht mehr wiederfindet. Für Bahnhöfe und Haltestellen ist das Bundesamt für Verkehr zuständig, das auf sprachgeschichtliche Überlegungen grantig reagiert. Straßennamen und Wegweiser wiederum sind oft Sache der Gemeinden, die meist andere Probleme haben. Nun liegt das Aussichtsrestaurant Thurberg, das laut Besitzern seit mindestens 1741 so heißt, nach wie vor an der Thurbergstrasse, ist aber auf Landkarten nur in Tuurbärg zu finden. Hoffentlich wissen das auch Feuerwehr und Rettungsdienst.

Solange der Wirrwarr verwaltungsintern wucherte, nahm davon kaum jemand Notiz. Seit aber die amtlichen Schreibweisen auf neuen Wegweisern sichtbar werden, empören sich die Thurgauer über „unnötige Umstellungskosten“. Viele Namen seien auch falsch: Sie hätten nie in Roopel gewohnt, immer nur in Rotbühl, motzen Rentner. Andere erbost, dass die gleiche Regierung den Dialekt aus dem Schulunterricht verbannt und die Kinder ermahnt, auch untereinander gehoben zu sprechen. Was ist nun mit Schulausflügen? „Wir wandern von Tüüffetaal über Groossrüüti nach Bir Heejen Schirr . . .“

Man könnte Hochdeutsch in Klammern dazusetzen, etwa Zigeze (Sigensee), versuchte die Regierung zu besänftigen. Man könnte auch abwaschbare Wegweiser nehmen, ätzte es aus dem Volk zurück. Abgeordnete wurden aufsässig. Als dann die „Thurgauer Zeitung“ das „Leserbriefthema Nr. 1“ aufgriff und eine Notbremsung forderte, damit man nicht „als kauziges Land mit exotischen Namen“ dastehe, ruderten die Kantonsräte zurück. Für die noch nicht bearbeiteten fünf Gemeinden ist die Umbenennung vorerst gestoppt.

Bis zum April soll jetzt eine Arbeitsgruppe einen Ausweg finden. Voraussichtlich werden zumindest die Siedlungsnamen gemildert. Da am Rhein Bunker und Drahtverhaue weitgehend abgebaut wurden, bliebe dann zur Abwehr von Eindringlingen nur noch der Rundfunk. Den Wetterbericht gibt es nämlich bloß auf Schweizerdeutsch: „Deet, wo tzunä tuät füragüxlä, ischäs mäischt sunnig . . .“